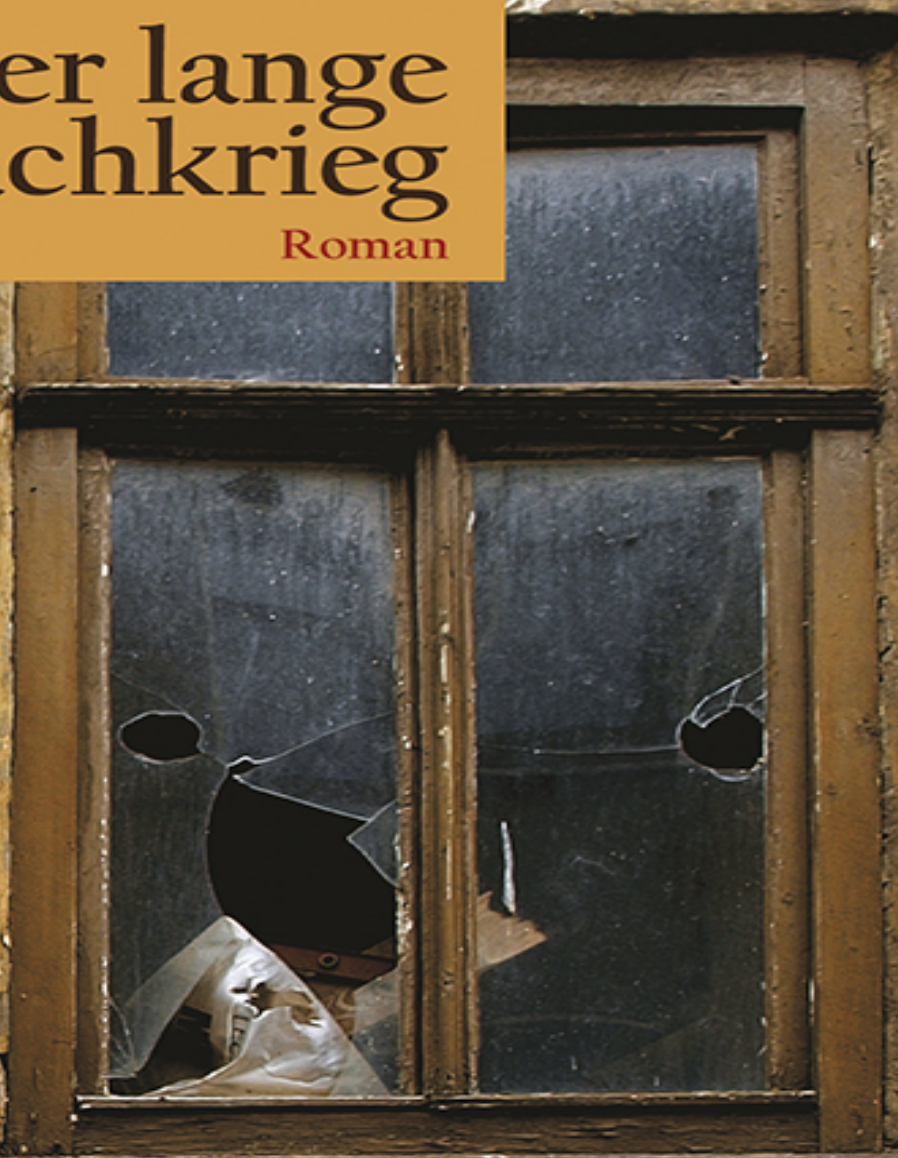


ERWIN UHRMANN

Der lange Nachkrieg

Roman



Limbus eBook

Erwin Uhrmann

Der lange Nachkrieg

Roman

Und immer wieder verliert der Mensch die Sprache, immer wieder entgleitet ihm der Geist, entgleitet ihm das Absolute, immer wieder wird er zurückgeschleudert in das Schweigen seines düsteren Urzustandes, das heute noch die Dumpfheit des Primitiven ist, in seine Grausamkeit, in sein düsteres Leid [...].

Hermann Broch, Geist und Zeitgeist

Es gibt kein Ende. Für einen Krieg gibt es kein Ende.

Ernest Hemingway, In einem andern Land

I

Meine Großtante ist von einer Krankenschwester ermordet worden. Irgendwo in den 80er Jahren. Wo ein Loch war, ein glitzerndes mit Neonlicht, mit Tragik und Glamour. Und dort bin ich in einem Haus mit dunklen Vorhängen, smaragdfarbenen Stofftapeten, Schaffellen auf glatten Parkettböden erzogen worden. Stellagen von Büchern und ich rutschte am obersten Regal und flog und riss alle mit mir über und über mich. Düstere Musik, rauchige Glasflächen und Beige und Braun waren meine Heimeligkeit und schirmten mich von der Angst draußen ab. Denn alles war Angst. Und die Angst und die Nicht-Angst waren dunkel in dunkel.

Ich habe das Essen verweigert. Von der Badewanne aus habe ich nach meiner Mutter gerufen aus einer Dunstwolke von Apfelshampoo. Meine Füße drückten ihre Form von aus der Badewanne über die grünen Fliesen in die Teppichlandschaft des Wohnzimmers und in die wildrustikalen Fauteuils. Der Fernsehkrimiton lag als Tiefnebel im ganzen Stockwerk. Mutter hat mich immer unter den Armen zu trocknen begonnen. Und der Badedampf ist im kalten Vorzimmer gestanden, die heißen Abdrücke meiner Füße haben einen Weg in das Kinderzimmer gezeichnet, in dem ich nicht schlafen konnte.

Als meine Tante starb, wusste ich nichts von einem Mord. Erst Jahre danach berichtete die Tageszeitung meiner Eltern von einer mordenden Krankenschwester und ihren Komplizinnen. Ordinär prangte sie auf der Titelseite mit weißem Kittel und tiefem Ausschnitt.

Und ich war krank. Mutter hat gesagt: „Du bist schwer krank.“

Diese Krankheit war irrational, hatte keinen Namen. Im Keller meiner Großeltern habe ich über die Krankheit nachgedacht.

„Du bist schwer krank“, hat sie gesagt und das Licht über dem braun gebeizten Nachtkästchen abgedreht.

Ich bin im Finsternen gelegen, von nun an schwer krank. Ihre Hand ist über meine Stirn geglitten. Vielmehr Angst hatte ich vor der Nacht als vor der Krankheit. Und das Bett hat gequietscht. Darunter ist die tote Tante gelegen.

In einem Café am Rand von Triest benutzt man das gleiche Mokkaservice wie Tante Helene früher. Dasselbe auch, das ich nach ihrem Tod im Sandkasten zum Spielen benutzt habe. Ihr Name duftet nach dem Parfüm einer alten Dame, Moschus, wie Mottenkugeln. Hände und Stimme haben bei ihr perfekt zusammengepasst, dünn, beige und gesprenkelt. Und haben abgefärbt auf die ganze Wohnung. Und Triest hat die gleiche Farbe wie Tante Helene, und es riecht ähnlich. Und wenn man die Bilder von Tantes Ehemann durchsieht, während einer Sommerfrische um die Jahrhundertwende in Italien aufgenommen; Triest ist dabei gewesen.

Der Kaffee war bitter, ein Espresso. Zucker hat man mir zu bringen vergessen. Der Kellner trug Mokassins und ein grünes Hemd. Mir wurde gleich übel vom Kaffee, von den Mittagsmahlzeiten, von der vom Vortag und von der kurz zuvor eingenommenen. Alles, was man durch die diesigen Frontglasscheiben erkannte, war leicht verwechselbar mit einer Landschaftstapete.

Ich saß bis in den Abend im Café, bis man nichts mehr durch die Scheiben sah außer den Scheinwerfern der vorbeiziehenden Wagen und Busse. Von einer Kassette herunter klapperte Musik. Der Kellner musste sie von Hand wechseln, als die A-Seite abgelaufen war. Ein schwarzes Tonband mit aufgeklebten Papieretiketten und einer Beschriftung von Hand. Auf solche Bänder hat Mutter die stundenlangen Telefonate mit der Tante aufgenommen. Dann penibel mit Datum und Uhrzeit beschriftet in einen grauen Kassettenkoffer geschichtet. Die alte Tantenstimme mit dem violetten Timbre und der langsamen Gangart. Und Mutter mit ihrer viel schrilleren Stimme. Die Tantenstimme passt in das Café vor der Stadt Triest, auf die Uferpromenade mit den hartgrünen Büschen und dem Kopfsteinpflaster.

Auf der Speisekarte gab es Kaffee-Cocktails, die mir so erschienen, als seien sie nur da, um jemandem wie mir Übelkeit zu verschaffen. In der Nacht würde ich mich übergeben müssen, mehrmals hintereinander, und Durchfall bekommen. Wie ein alter Mensch eine gebrechliche Stimme und ein fiebriges Hirn. Nur die drohende Vorstellung, in Triest krank zu werden, wenn es draußen hell ist, dass das Fieber noch mehr durchbricht. Der Sonnenstand veränderte sich permanent. Vor den großen Fenstern gingen knapp bekleidete Menschen vorbei. Die beklemmende Übelkeit lag quer über dem Sonnenuntergang. Und ich bekam die Tante nicht mehr aus dem Kopf, und wie sie langsam ihre alte Stimme für ihre Zwecke einsetzte. Ich konnte mich an keine einzige Berührung erinnern. Sie hat immer nur mein Gesicht angeschaut. Und mir bei jedem Besuch Stofftiere geschenkt, die ihren Geruch trugen. Einen teuren weichen Hasen mit echtem Fell hatte ich in sämtliche Wohnungen mit

übersiedelt. Einen Namen habe ich ihm nie gegeben. Ich rutschte auf der Bank hin und her und war für eine halbe Stunde nur damit beschäftigt, darüber nachzudenken, wo der Hase geblieben war.

Ich musste sinnlos noch einen Kaffee-Cocktail bestellen. Diesmal einen starken kleinen, ohne Schlagsahne. Ich wusste, was auf mich zukam. Ich würde in einem überfüllten Bus sitzen, und mein Magen der Inbegriff aller übermüdeten Übelkeit. Essen gegen die Übelkeit, Sitzen gegen die Übelkeit, Trinken dagegen. Aber nichts würde helfen. Wie die Tante im Pflegeheim müsste ich liegen, in einem Bett in einer Triestiner Pension, nahe dem Bahnhof, unter meinem Fenster ein Buffet, aus dem es nach Gebratenem duftet. Einfach - billige Bettwäsche, ein Fernseher mit Empfang für lokale Sender. Draußen würden die Autos vereinzelt aufbrummen. Und mein Magen sollte jeden Millimeter Fahrstrecke aufnehmen und in sich in einer Spirale verarbeiten. Der Bus würde mir in Erinnerung bleiben, eine Endloserinnerung, wenn ich mit Brechdurchfall auf der Klobrille in der Gangtoilette sitze. Blaue Fliesen bis an die Decke. Die anderen Pensionsbewohner würden probieren, die Toilettentür zu öffnen, aber ich blockierte den Ort die ganze Nacht über. Und am nächsten Morgen würde meine Vergiftung noch immer nicht ausgestanden sein. Trotz der Schmerzen würde ich versuchen zu essen und mich ein weiteres Mal übergeben. Bis zu meiner Abreise hätten eineinhalb Tage zu vergehen, und ich würde meine Gedanken mit Städtenamen blockieren. Und meine Tante mit mattem Teint, dem violetten Timbre in der Stimme, der leichtrosa Haut, die in Falten braun geworden ist, würde immer wieder Sommerfrische machen. Nahe meinem Bett

stehen. Sie könnte mir aber auch im Fieberdelirium nicht erzählen, warum sie getötet worden ist.

Nachdem all das geschah und ich eine Nacht lang nicht schlafen konnte, lag ich am Morgen in wirren Träumen. Ich stand mitten in der Industrie Italiens. In Technicolor glitzerten die sich verändernden Fassaden der Fabriken. Und die Schauspielerin Monica Vitti, ganz in Schwarz, kam um alle Ecken gleichzeitig. Sie ging langsam, in der rechten Hand eine Tasche, rot wie ihre Haare. Monica Vitti ging immer wieder um die Ecken. Wie in einem Spiegelkabinett.

Nach der erhöhten Temperatur quälte mich der Hals.

Der darauf folgende Tag in Triest hatte einen Silberschimmer, wie auf einem Dia, das Meer seidenmatt. Vor mir eine Zeitung, der Kulturteil ausgebrochen auf der Sitzfläche eines dunklen Stuhls, kam ich zum Sitzen. Die Wettergrafik flankierte das Fernsehprogramm. Städte, Temperaturen, Nachrichten aus Deutschland.

Dort, wo meine Cousine Indra wohnt, die ich mit acht zum letzten Mal gesehen habe. Damals, als sie auf Besuch war, ein drahtiges und strohiges Mädchen, zwischen den beiden vorderen Schneidezähnen ein Abstand, merkte ich zum ersten Mal den Unterschied zwischen Männern und Frauen. Es verwunderte mich, dass einzelne Wörter, die sie sagte, bei mir hängen blieben und die ersten Ritzen bildeten, die später von richtigen Frauen ausgekerbt wurden.

„Ich mag nur die Pante“, quiekte sie über den Mittagstisch zu ihrem Vater, als die Schnitzel serviert wurden.

Indras Stimme entrückte beim Schreien in Höhe und Lautstärke. Und ihre blonden langen Haare kräuselten sich rund um ihren Nacken und über die Schultern. Mehr als die panierte Schicht aß das dünne Mädchen nicht vom

Schnitzel. Ihre faltigen kurzen Hosen und die einfarbigen Blusen in Neon hingen schlabbrig an ihr herunter. Ihren Geruch assoziierte ich meine Kindheit lang mit Deutschland nach dem Krieg; geraspelte süße Haselnüsse, Waschmittel und trockene Haut.

Über die flimmernden Fernsehsendungen sah ich die Globalisierung von innen her naherücken, nah an den grünen Schaukelstuhl heran, zwei Meter vor mir machte sie Halt. War eine Beobachtung von jeher. Und als sich die Programme änderten im Fernsehen, begannen auch die Menschen sich zu ändern, diskutierten andere Themen. Hatten Probleme, die man ihnen vorzeigte, die sie nachmachten. Schicht um Schicht, wie bei einer Zwiebel, wurde die Persönlichkeit all dieser Leute abgeschält, um immer tiefer zu gelangen. Ich war nie aktiv dabei.

Damals lebte Tante Helene noch in ihrer Wohnung, Frau eines Hofrates selig, der bis zum Tag seines Versterbens Massen an Butter aß, den Nachkriegswohlstand unverändert in sich aufnahm. Tante Helene blieb blass, eine Frau, die mildes Wetter brauchte, kinderlos. Keine Sorgen, wenn nicht jene, die ihr die Lunge machte, das Herz, physische Gebrechen und die Unzufriedenheit, einmal nicht mehr sie selbst sein zu können. Das war vor dem Krieg und nach dem Krieg gleich. Lauter Verstreute im Nachkrieg. Eine komische Ära, dachte ich.

II

Nenad wollte mich in Skadarlija treffen. Dem vermeintlichen Viertel der Bohemiens. Oder auch das Viertel der Neureichen in Belgrad. Nenad und sein Gesicht. Es bewegt sich beim Sprechen als Ganzes. Die Wangen ziehen auf und ab. Die Augenwinkel verlagern sich schnell, wenn er gestikuliert. Er spricht von der Stadt. Die Stadt ist immer Thema in Belgrad.

Er trug eine Tasche mit gelbem Aufdruck. Und hielt sie weit vom Körper, als ob sie klebrig wäre. Gekleidet war er in einen langen dunklen Mantel, am Kopf eine Baskenmütze. Wir haben uns nicht gleich erkannt. Er war anders als damals in Novi Sad. Anders gekleidet, andere Bewegungen, in einer anderen Stadt. Dort hatten wir uns nur kurz kennengelernt. Ich hatte leichte Gelenksschmerzen von der langen Fahrt. Ich ging die Skadarska-Straße rauf und runter. Dann fanden wir uns.

Nenad sprach Englisch. Und mit ihm ging ich noch einmal die Skadarska hinauf und hinunter. Und dann in das Café beim Hauptplatz. Mein Magen kratzte. Dann war ich wieder allein.

Drei Stunden saß ich im Kalemegdan. Der Geruch der Stadt war der einer fauligen Zwiebel gemischt mit warmem Kartoffeldampf und altem Gummi. Und ein süßes Element: die grünen Windungen in einer bunten spiraligen Zuckerstange. Oder dunkle Schokolade, wenn es kalt draußen ist. Ein Aroma wie schottischer Whisky, wo man sagt, dass man die Quelle schmeckt, aus der das Wasser dafür kommt, und den Ruß aus den Bourbon-Fässern, in dem er gereift ist.

Hier ist es, als wäre gerade gestern etwas Schreckliches zu Ende gegangen.

Wie an anderer Stelle in der Geschichte. Großmutter zeigte mir das Bild von ihrem verlorenen Haus. Drei Bäume, das mehrteilige Gebäude und eine hohe Wiese, die sich im Wind schief legt. Das Interieur fand ich in ihren Erzählungen vor. Vom Kalemegdan hinunter sah es wahrscheinlich ganz ähnlich aus wie auf Großmutter's verlorenem Grundstück. Statt des Meeres rollt ein Fluss bis an die Zehenspitzen heran.

Und dann verging ein Tag und ich fuhr mit Nenad auf einen großen Belgrader Friedhof. Mir war, als wäre Tante Helene da gewesen. Es lag an den weißen Lilien am Friedhofsblumenstand.

Ich stellte mir die Namen bildlich vor. Ich sagte: Nenad – einen Beistrich lang machte ich Pause – und dann kam erst der eigentliche Satz. Und wenn ich an meine Tante dachte, sah ich ihren Namen: Helene. Ich roch dazu das lila-graue Farbengemisch, das nach Mottenkugeln duftete.

„Hier ist das Grab von Djindjic“, flüsterte Nenad.

Vor uns eine schlichte Grabplatte, Rosen, gerahmte Bilder. Mich juckte es an der Nase. Nenad sah mich nervös an.

„Was tust du da?“, fragte er mich.

„Ich fotografiere das Grab.“

„Nein“, flötete er mich flüsternd an.

Ich steckte die Kamera, die ich schon in der linken Hand hielt, aber noch in der Tasche verbarg, wieder zurück.

„Ich werde fragen“, sagte er, drehte sich um und ging zu einem Polizisten, der in einiger Entfernung zu uns stand. Ich konnte die beiden nicht sprechen hören. Der Kies strahlte Kälte in meine Füße.

Nenad machte den Weg vom Polizisten bis zu mir ein neutrales Gesicht. Ich drehte mich zum Grab und steckte die Hand wieder in die Tasche, Nenad trabte und flüsterte mimisch: „Nein, er hat es nicht erlaubt. Kamera weg.“

Ich nahm meine Hand aus der Tasche. Wir standen zwischen den Ehrengräbern und ich versuchte, die Botschaft zu entziffern, die jemand auf Englisch auf einen Zettel geschrieben und neben das Grab gelegt hatte.

„Ich zeige dir jetzt Željko Ražnatović“, keuchte Nenad, „komm.“ Und er riss mich weg.

Der Kies strahlte noch mehr Kälte aus, je finsterer es wurde. Ich folgte ihm. Nenad ging schnell bergauf.

„Wir müssen uns beeilen, der Friedhof sperrt bald zu“, meinte er wieder mimisch und flüsternd, drehte sich um und ging voran. Wie bei unserem ersten Aufeinandertreffen und dem Treffen in der Skadarska-Straße sah ich sein ganzes Gesicht sich bewegen beim Sprechen.

Links am Weg lagen Gräber aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Ganz oben sah ich den Urnenhain, dann bog Nenad vor mir links ab und ich folgte ihm weiter. Fast unüberhörbar für die Wachen, die sich hinter den größeren Gräbern versteckten. Nenad machte respektvoll seinen Nacken kurz und verschwand in seinem Mantelkragen.

„Sprechen wir leiser“, zog er den Finger vor den Mund.

Hinter uns knackte ein Ast. Er drehte sich um, langsam und ohne sein Gesicht zu verziehen. Dann sah er mich kurz an und wieder auf das Grab, vor dem wir standen. Und er lächelte, sah gleich wieder ernst aus. Seine Augenbrauen waren zusammengewachsen. Es dämmerte.

„Sie sind hier, direkt neben uns, aber wir sehen sie nicht“, sprach Nenad mir tonlos in die Seite, während er die Hände

vor seinem Brustkorb verschränkte und gleich wieder in die Taschen fallen ließ, als hätte er etwas Verbotenes gesagt.

Ich konnte ihm glauben oder nicht.

„Das ist keine Polizei“, meinte er, „es sind seine Leute. Sie bewachen sein Grab, seit der Friedhof geschändet wurde. Das gleiche bei Djindjic, dort wacht die staatliche Polizei.“

Meine linke Hand hatte ich in der Tasche. Ich zog die Kamera ein Stück weit heraus und richtete das Objektiv auf das Grab, versuchte, die Büste, die auf dem wuchtigen Grabstein stand, zu fokussieren. Arkan der Kriegsheld, der Verbrecher, versteinert. Dann drückte ich ab und steckte die Kamera gegen den Widerstand in der Tasche wieder zurück. Der Saum fühlte sich an wie kühles Gel. Nenad drehte sich um und ich holte mit der Hand, die noch in meiner Tasche war, ein Kleenex hervor und hielt es an die Nase. Er hatte das Klicken nicht bemerkt.

„Können wir gehen?“

„Ja, gehen wir.“

„Die Gräber“, fragte ich Nenad, „warum sind so viele Sterbedaten offen?“

Ich kniete mich zu einem Grab, um die Inschrift des Steins zu erkennen. Nenad sah sich wieder hektisch um. Das Geburtsdatum war in Rot eingraviert.

„Sie leben noch“, meinte Nenad und schnippte in den Taschen. „Das Sterbedatum wird eingesetzt, wenn die Leute sterben. Wenn ein Familienteil stirbt, dann werden die Geburtsdaten des Ehepartners, des Vaters oder der Mutter mit auf den Stein geschrieben.“

Es waren Hochzeitsfotos dabei, Männer, die wahrscheinlich im Krieg in den 90er Jahren gestorben waren. Und eingemeißelt war die Bindung zu einem toten Menschen.

„Der wartet schon auf sie“, sagte ich verächtlich.

Nenad sah mich lange an. Später lächelte er.

„Was ist, wenn jemand sich wieder verheiratet?“

„Die Ehe ist heilig in Serbien“, sagte Nenad.

„Ein Vorgehen wie bei der Mafia.“

„Im Krieg ist die Tradition für viele wichtig gewesen.“

Der Stein vor mir war glänzend schwarz. Lauter angerissene Kriege, quer durch die Welt.

„Für alle nicht.“

„Nicht für alle. Die einen haben gegen das Regime gekämpft, die anderen dafür. Und alle sind gegen die Angriffe gewesen. Ich habe einen Journalisten gekannt, der ist immer wieder nach Bosnien und in die Republika Srpska gereist von Belgrad aus, hat hier gewohnt. Und er meinte, dass er sich selbst nicht mehr auskenne, wofür er sein soll.“

Ich schaute über den Hügel in die Stadt, es wurde rasch finster.

„War ein Amerikaner. Er hatte viele Kontakte, und als wir angegriffen wurden, hat er gemeint, er weiß nicht, ob er sich freuen soll.“

Ich nickte nur.

„Er wollte inmitten der Geschehnisse sein und deshalb war er froh hier zu sein. Und weil es mit den anderen Journalisten gut war, im Krieg, wenn du verstehst. Weil sie sich auf den Plätzen aufstellten und die Leute mit den Target-T-Shirts fotografierten und die Bomber über die Stadt zogen. Eine Aufbruchsstimmung, die er zu Hause vermisste.“

„Ist er noch immer da?“

„Glaube ich nicht, er war eine Zeit im Kosovo, dann habe ich nichts mehr von ihm gehört.“

Wir gingen langsam zurück. Durch die Gräberreihen und über Kieswege. Meine Augen juckten. Tango tanzende

Kriegskinder. An der Seite wird gegrillt. Die Gräber am Weg sind fußfrei, dort sitzen sie alle: Željko Ražnatović und sein erster Offizier, der tote Premierminister Zoran Djindjic, und dessen noch lebende Frau, als Gast gekommen. Hinter den einbeinigen Minenopfern verwelkten Ribisel auf einem Strauch. Und sie stieren nach vor, weil sie alle etwas sehen wollen. Und fragen sich, wer die schillernde Dame ist. Ich erkannte Tante Helene. Helles Haar, schmale Taille, schwarzer geschlitzter Rock. Ganz Diva. Wie Marlene Dietrich oder Marilyn Monroe. Sie ist der blaue Engel, singt *Lili Marlen*. Und sie wusste, für wen sie tanzte. Und ich weiß, dass sie nach ihrem Tod gewählt hatte, eine junge Frau zu sein.

Auf den kleinen Grabsteinen stehen Einmachgläser mit Wasser, in das man die Blüten von Engelstropfen gelegt hat. Unten am Glas der Bodensatz, der von den Erdspitzen abgerieselt ist. Das Klatschen nach den ersten Tönen schwappt vom Halbkreis vorne über bis in die hintersten Reihen. Die Gesellschaft tanzt Tango, Helene immer in der Mitte. Tippt mit ihren Füßen akzentuiert auf den Boden, wirbelt in minimal kurzen Bewegungen, wird gleich aufgefangen, wiegt mit aufgeschlagenen Wimpern, weiten Augen, wenn das Akkordeon tragisch lamentiert.

Und vom letzten Takt an, nach einem eleganten Gancho der Frau durch ihren schwarzen langen Rock und die Beine des Mannes, wird der Friedhof wieder Belgrad, werden die Toten wieder Liegende.

Nenad hatte das Auto in der Nähe des Friedhofs geparkt. Es war kalt, man sah den Atem im Wagen. Seine Handschuhe knirschten laut. Das Grün der Sitzbezüge umfing den Blick, auch wenn man beim Fenster hinaussah. Wir fahren in das Stadtviertel Zemun, wo ich untergebracht

war. In einem Raum mit einem zusammengebrochenen Schreibtisch. Die verschmutzten weißen Vorhänge trugen den Geruch des braunen Teppichs. Nenad ging und ich hörte Leute ins Hotel kommen, die in den Festsaal, der unter meinem Zimmer war, strömten.

Eine Packung Zigaretten eingesteckt lief ich die Treppenstufen hinunter in den vollen Saal. Ich ging auf und ab ohne bemerkt zu werden.

Manche der Besucher hatten volle Teller vor sich stehen. Es war der letzte Tag des Jahres und sie alle feierten.

Serbische Volksmusik und Schlager takteten im Raum und die Schallwellen übertrugen sich auf klirrende Teller und Menschen. Alle diese Frauen, übermäßig geschminkt, waren meine Todesengel. Sie hatten sich in die Überbleibsel des Gesichts von Tante Helene gefressen, das ich vor mir hatte. Und ich schwankte zwischen Mitleid und Verklärung. Und wusste mich wieder verlassen in einem Raum voll serbischer Folklore. Männer knieten vor Frauen mit langen Wimpern und ihre Hände begleiteten ausgebreitet die Sängerin. Die Anlage wurde lauter und leiser. Vier in einer Reihe, vier mit erhobener Rechten. Und die Bewegungen der Tänzerin waren so wie die der Männer verbissen. Die Frau ging an einen heran und er riss seine Augen noch weiter auf, und anstatt sie zu berühren, gestikuliert er mehr, sang lauter.

Zwischen den Tischen wurde getanzt – weniger elegant als der Tango zwischen den Gräbern. Der ganze Saal war gleich in einer überbordenden Fülle betrunken, wurde schweißbeladener mit jedem Schluck.

Ich ging in mein Zimmer, vor mir der kaputte Schreibtisch. Und hörte von unten herauf die Sängerin von Männern übertönt werden. Ging ins Badezimmer und überlegte, ob ich onanieren sollte. Hätte mich Überwindung

gekostet. Dann lag ich im Bett. Über mir ein Luster mit fehlenden Kristallteilen.

Draußen vor dem Fenster war die Straße, die vom Zentrum her durch Zemun führte. Hin und wieder scheuerte ein Wagen vorbei. Ich sah mit starrem Blick das Hotelpublikum des Abends. Und dann Nenad. Er trug immer Jeans, seine Baskenmütze, an kalten Tagen den dunklen Mantel, darunter einen Pullover in Blau ohne Aufschrift. Seine Gesichtsverformungen, von den Mundwinkeln aus in Richtung Augenwinkel und zu den Ohren zurück über die Wangen und herunter bis zum Hals.

Hinter dem Vorhang begann etwas von draußen zu blinken. Ich streckte meine Hände vor und stützte mich mit den Füßen am Polster ab, so lag ich verkehrt auf dem Bett. Die Kälte schlierte durch die Fensterritzen. Einschlafen gelang mir nicht. Ich zog mich an und verließ das Hotel in Eile. Der Lärm pochte wie ein angeschwollener Fuß.

Meinen Hals eingezogen, weil es kalt war, rannte ich die Straße bis zur Donau, wo der Wind ins Gesicht schnitt. In der Nacht war die Donaupromenade dunkel wie unter Wasser. Nach einer halben Stunde tauchte neben mir das abgewrackte Hotel Yugoslavia auf. Die Lobby war beleuchtet. Für ein paar Minuten blieb es windstill. Mein Gesicht war eingefroren. Ein Rudel mittelgroßer Hunde hatte in einiger Entfernung meine Anwesenheit gespürt und war mir gefolgt, immer auf Distanz bleibend. Die kleinen Lokale entlang des Ufers, in fix verankerten Booten, waren matt erleuchtet, man hörte keinen Ton heraus. Ich hatte um alles einen Bogen gemacht, um die Hunde, um die Lokale, sogar um die vorbeigehenden Leute. Zur Bar musste ich durch eine golden gerahmte Tür. Der Speisesaal war von dunklen Stoffen durchzogen, an den Fenstern standen massive alte Holztische. Die schwere dunkle Atmosphäre lastete auf mir